

Gegenüber dem heutigen Trend zur Verabsolutierung des mitmenschlichen Dialogs und des Weltapostolats als einzigen Weisen realer Gottesbegegnung ist ganz gewiß daran festzuhalten, daß es eine kontemplative Berufung gibt, daß das kontemplative Leben darum einen hohen Sinn hat. Wenn Gott den Menschen ruft und zieht, kann und darf der Mensch nicht widerstehen; er muß alles lassen. In solchem Ruf der Gnade begegnet er dem lebendigen Gott. Aber diese Begegnung ist auf die Dauer nur in dem Maß wirklich, als der Gerufene in dieser Welt steht, die Lebensbedingungen der Menschen seiner Zeit, vor allem hinsichtlich der Arbeit, teilt, sich mit ihnen solidarisch weiß und für sie da ist. Das alles aber muß für ihn sichtbar und greifbar werden. Andernfalls bliebe sein Gebet fromme Täuschung, die Projektion eines introvertierten Herzens, da er in der künstlichen Abgeschlossenheit seines klösterlichen Daseins kaum zu menschlicher Reifung gelangte und sich nicht in echter Weise zum Du, zu Gott und den Mitmenschen hin zu überschreiten vermöchte. Neue Formen und Möglichkeiten realer Welt- und Menschenbegegnung zu finden, ist darum ein Kernproblem, das sich in den kontemplativen Orden heute stellt.

Friedrich Wulf SJ

EINÜBUNG UND WEISUNG

„Ich sehne mich nach euch allen in der herzlichen Liebe Christi Jesu“ (Phil 1,8)

Vom Verhältnis des Priesters zu seinen Gläubigen nach Phil 1, 3–11

Die vom Konzil geforderte Öffnung der Kirche zur Welt hin, die Bereitschaft, mit jedem Gesprächswilligen, sei er Christ oder nicht, gläubig oder ungläubig, in einen partnerschaftlichen Dialog einzutreten, mußte zwangsläufig auch zu einer *innerkirchlichen* Diskussion um die Fundamente dieser Haltung führen: Wie sollte man es in Zukunft halten mit der „Unterscheidung des Christlichen“, mit Christi Mahnung, zwar in der Welt, aber nicht von der Welt zu sein (vgl. Jo 17, 14–16)? Das Wort gilt in erster Linie den Hirten. So nimmt es nicht wunder, daß heute gerade unter ihnen, den Priestern, eine tiefe Krise um das Selbstverständnis ihres Berufes spürbar wird. Diese Krise wiegt bedeutend schwerer als das Unbehagen einzelner unter den Gläubigen über diese oder jene Reform, da sie die Schwierigkeiten einer zeitgemäßen Verkündigung um die innere Unsicherheit vermehrt. In solcher Situation ist nichts so dringend geworden als ein Rückgang auf die Ursprünge apostolischer Berufung, auf das Verhältnis des Herrn zu seinen

Jüngern, der Apostel zu ihren Gemeinden. Diesem Rückgang soll die folgende Schriftmeditation dienen.

Wir wählen einen Text aus dem Philipperbrief. Sein Eingang ist besonders geeignet, eine spezifische Erfahrung des Seelsorgspriesters herauszustellen: seine Einsamkeit, zugleich aber auch eine Hilfe für ihre Bewältigung zu geben. Was Paulus hier schreibt, ist keine theoretische Erörterung, sondern der Niederschlag selbstdurchlebter Erfahrung.

Auf den offiziellen Briefeingang (1, 1–2) folgt sogleich ein sehr persönlich gehaltener Abschnitt. Es ist nicht verwunderlich, daß Paulus – als Gefangener irgendwo im Römischen Reich, vielleicht in Ephesus, von seinen Gemeinden getrennt – gerade den Philippnern sein Herz ausschüttet. Nur von ihnen hatte er eine Spende für sich selbst angenommen (4, 15 ff.; 2 Kor 11, 7–9), was sonst nicht seine Art war (1 Kor 4, 12; 9, 15; 1 Thess 2, 9); mit ihnen verband ihn menschlich eine besondere Herzlichkeit (vgl. 4, 1 sowie im Unterschied zu unserer Perikope das bedeutend „objektivere“ Proömion Röm 1, 8–15). Damit wäre aber dieser Abschnitt im Grunde nur von begrenztem, eben historischem Interesse. Und doch überschreitet Paulus gerade hier den „privaten“ Rahmen, nicht nur durch den wiederholten Bezug auf Christus, sondern schon durch die Struktur seiner Aussage. Dadurch werden die wenigen Sätze zu einer allgemeingültigen und aktuellen Unterweisung.

I.

Der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umspannende Dreiklang: Dank („Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke“: V. 3), Gebet („indem ich allezeit . . . für euch alle . . . das Gebet verrichte“: V. 4) und Vertrauen („ich vertraue dabei darauf, daß der, welcher in euch ein so gutes Werk angefangen hat, es vollenden wird . . .“: V. 6), stellt gleich zu Anfang in sich steigernder Abfolge das Verhältnis des Apostels zu seiner Gemeinde in seiner doppelten Dimension klar: Der Gemeinde zu gedenken heißt für Paulus immer sofort auch Gott danken, und zwar für die Kraft seines Evangeliums in ihr. Daraus wiederum erwächst ihm das Vertrauen, daß das begonnene Werk am Tage Christi zur Vollendung kommen werde. Es heißt nun weder – wie so oft – „ich vertraue auf Gott“, noch auch „auf euch“; wenn man schon etwas ergänzen wollte, so müßte man sagen „auf euch in Gott“. Da aber dieses Beziehungswort fehlt, bleibt das Verhältnis zwischen menschlichem Zugetansein und Gottvertrauen hier – stärker noch als in den vorangegangenen Versen – in einer merkwürdigen Schwebe: verkettet und zugleich von einer unterströmigen Spannung bestimmt. Eins wird schon aus dieser Eröffnungsdisposition deutlich: Paulus versucht keinen Augenblick, das, was an menschlicher Belastung auf dem Apostelamt liegt, zu verdrängen oder abzukürzen.

Der aufgezeigte Zwiespalt setzt sich auch in den folgenden Versen fort. Anscheinend bezieht sich Paulus in V. 7 (wie in V. 6) nur auf die Gemeinde: „Es ist recht für mich, so von euch zu denken, weil ich euch im Herzen trage.“ Doch das Bewußtsein menschlicher Freundschaft und geistlicher Vaterschaft wird sogleich wieder aus der Sphäre bloß-menschlicher Verbundenheit herausgelöst und in den

Bereich des objektiven Zusammenwirkens im Dienst der Heilsbotschaft eingeordnet: Die Festigung des Evangeliums erscheint zum zweiten Mal als allein ausschlaggebendes Motiv im Handeln des Apostels. V. 8–11 legen dann mit letzter Schärfe den Zwiespalt bloß zwischen dem Anspruch geistlicher Vaterschaft auf die Gläubigen und ihrer notwendigen Loslösung vom Apostel mit dem Ziel der wachsenden Bindung an Christus selbst. „Gott ist mein Zeuge“ (V. 8) – als ob Paulus ahnte, daß man an seinem Wunsch nach Wiedersehen und Gemeinschaft zweifeln könnte, gebraucht er den Schwur, wie so oft, wenn er die Wahrheit seines Vorhabens beteuern will (Röm 1, 9; 2 Kor 1, 23 u. a.), „wie ich mich sehne nach euch allen in herzlicher Liebe Jesu Christi“. Wahre Liebe braucht und verlangt Gemeinschaft, und Pauli Worte über seine Zuneigung zu den Philippnern wären – trotz allem – unglaublich, stünden nicht diese mit restloser Offenheit geschriebenen Worte im Höhepunkt der hier abbrechenden Steigerung. Und doch – auch dieses Verlangen ist nicht Ausdruck einer Sympathie von Mensch zu Mensch, sondern des „Ergriffenseins von der Liebe Christi“. Paulus möchte dem Herrn in der Liebe zu den Seinen ähnlich werden und darum auch den leisesten Schatten von Eigensucht ausschließen. „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ (Gal 2, 20).

Damit aber ist der Wunsch nach Wiedervereinigung auf Erden logischerweise schon zweitrangig geworden, und so kann Paulus mit einem verbindenden „und“ weiterfahren (V. 9): „und darum bete ich, daß eure Liebe immer mehr zunehme in Erkenntnis und jedem Verständnis, damit ihr zu prüfen vermögt, worauf es ankommt“. Die Liebe, die die Philipper mit Paulus verbindet, soll eine diskrete Liebe sein: Paulus ist es nicht darum zu tun, die Gemeinde in irgendeiner Abhängigkeit oder Unterwürfigkeit zu sich zu halten, nein, sie sollen selbst in die Lage versetzt werden, aus eigenem Erkennen und Verstehen ihr Leben zu meistern. Die Liebe Christi möge soweit in ihrem Herzen wachsen, daß sie ihn, ihren Vater, eigentlich nicht mehr brauchen, sondern aus eigener Mündigkeit die entscheidenden Fragen ihres Lebens selbst beurteilen können. Vielleicht schlägt sich darin etwas von der sicheren Todesahnung Pauli nieder: das kann jedoch durchaus offenbleiben; entscheidend ist allein, daß Paulus trotz seines brennenden Wunsches nach Nähe und inniger Gemeinschaft mit seinen Gläubigen gleichzeitig bereit ist zur notwendigen Distanz um Christi willen. Damit aber ist der Satz in eine zeitlose Gültigkeit erhoben: Auch wenn Paulus (bzw. der Priester schlecht-hin) nicht seiner äußeren Freiheit beraubt wäre, so wäre er doch immer der Gefangene Jesu Christi, dessen „Gerechtigkeit“ (V. 11) er sich und die Seinen allein anvertraut.

II.

Es liegt auf der Hand, welche Antwort dieser Text bereithält für die heute so eindringlich geführte Diskussion um Möglichkeit und Sinn der priesterlichen Einsamkeit um Christi willen.

Zunächst einmal wird klar, um welche „Einsamkeit“ es dabei geht. Sie kann niemals als Gleichgültigkeit, Unzugänglichkeit, Uninteressiertheit, Kontaktarmut

oder Resignation aufgefaßt werden, sondern fordert – wo immer sie als echt gelten will – Nähe, Einfühlung, Anteilnahme, Hilfsbereitschaft gegenüber den anvertrauten Menschen, aber zugleich die demütige Bereitschaft, *sich* helfen zu lassen. Priesterliche Einsamkeit ist also nicht die heroische Einsamkeit des „Propheten“, der die Botschaft verkündet, dann aber die Hörer ihrem Schicksal überläßt. Noch weniger freilich ist sie zu vereinen mit dem Ehrgeiz des „Generalbevollmächtigten“, dem es notfalls nichts ausmacht, den Chef zu übergehen und zu verdrängen, wenn ihm nur die Gewogenheit der Kundschaft erhalten bleibt. Für den Priester gilt immer das Wort des Johannes: „Er muß wachsen, ich muß abnehmen“ (Jo 3, 30). Abnehmen bedeutet dann also nicht langsames Verkümmernlassen der eigenen Person, weil ja der volle persönliche Einsatz immer vorausgesetzt bleibt, und weil in diesem Abnehmen ein tieferes und vollkommeneres Einswerden mit dem Auftrag Christi, d. h. aber mit ihm selbst, gegeben ist. Vom Priester sind darum stets gleichzeitig Nähe und Distanz zu seinen Gläubigen verlangt, die beide ihre Mitte in Christus haben. Man kann priesterliche Einsamkeit weder menschlich begreifen noch leben, wenn sie nicht als notwendiger Ausdruck der Gemeinschaft mit Christus verstanden wird.

Daß solches möglich und sinnvoll ist – übrigens nicht nur für den Priester, sondern für jeden, der sich dem Auftrag Christi in besonderer Weise verbunden fühlt –, zeigt uns Paulus in dieser spontan geäußerten Reflexion über sein eigenes Leben. Die Schwierigkeit seines Gedankenganges liegt einzig darin, daß sich seine Wahrheit nur dem enthüllt, der sie zu leben versucht. Daß sie also nie zu einer gemeisterten, angeeigneten Theorie werden kann, sondern jeweils neu im Glauben erkämpft – die Spuren des inneren Kampfes sind auch bei Paulus ablesbar, wie wir sahen – und behauptet werden muß.

Wie das immer wieder möglich ist, dazu können uns die beiden letzten Verse (10 f.) einen Hinweis geben. Paulus geht davon aus, daß Christus die ganze Kirche, die Gemeinde und ihre Hirten, an seinem Tage Gott, dem Vater, vorstellt, und er hofft, daß wir dann dem Vater zur Ehre und zum Lobe gereichen. Dabei wird zwischen den Zeilen die bange Erwartung Christi – ohne daß er als Handelnder eintritt – greifbar: einmal die frohe Erwartung, in der *er* uns als Bruder entgegensieht, dann aber auch die Erwartung in „Furcht und Zittern“ (vgl. Phil 2, 12), daß *wir* im Gericht der vollkommenen Gemeinschaft mit ihm für würdig befunden werden möchten. Das Bewußtsein also, in banger Liebe erwartet zu werden, nicht von einem blinden Schicksal, sondern von einem bis zum Äußersten gespannten und uns liebenden Menschen, dem Sohn Gottes, dieses Bewußtsein allein kann Kraft und Zuversicht geben, priesterliche Einsamkeit immer wieder anzunehmen, aber zugleich auch zur Gemeinschaft mit Christus durchzustoßen. Denn die Spannung zwischen Distanz und Nähe ist uns nur für eine Weile auferlegt, sie wird ihre unverlierbare Vollendung in der bleibenden Nähe finden.

Oft werden uns theologische Zusammenhänge unmittelbarer und bewegender bewußt, wenn wir innerweltliche Analogien mit ihnen in Beziehung setzen. Als vergleichbares Motiv könnte man hier die ungeheure Stärke anführen, die den

Soldaten und Kriegsgefangenen aller Zeiten aus dem Gedanken des Erwartet-werdens erwuchs. Als ein Beispiel für viele sei hier das einfache, aber bis heute in Rußland beliebte Gedicht eines Soldaten an seine Frau zitiert:

WARTEN

Warte auf mich – und ich werde zurückkehren.

Nur warte sehr! . . .

Warte, wenn man auf andere nicht mehr wartet . . .

Warte auf mich, und ich werde zurückkehren, allen Toten zum Trotz!

Wer nicht auf mich gewartet hat, der wird vielleicht sagen:

„Er hat Glück gehabt!“

Die nicht gewartet haben, werden nicht verstehen,

wie Du inmitten des Feuers

durch Dein Warten

mich gerettet hast.

Wie ich am Leben blieb, werden wissen nur Du und ich –

Du verstandest einfach zu warten, wie kein anderer.

(Konstantin Simonov [geb. 1915], 1942)

G. Podskalsky SJ

BUCHBESPRECHUNGEN

Spiritualität

Cognet, Louis: Introduction à la vie chrétienne. I. Les problèmes de la spiritualité. 192 S. II. L'ascèse chrétienne. 184 S. III. La prière du chrétien. 192 S. (Lumière de la foi, 29–31). Paris, Ed. du Cerf 1967, je Bd. NF 12,–.

Zuerst sei ohne Bedenken gesagt: Ich kenne in der deutschen spirituellen Literatur keine Einführung in das geistliche Leben, die man diesen, aus Vorlesungen am Institut Catholique zu Paris entstandenen drei Bändchen zur Seite stellen könnte. Die Grundkonzeption Cognets ist durchaus traditionell; aber sie wird mit einer solchen Reife und Weite entfaltet, daß sie auch dem Anspruchsvollsten der Modernen eine echte Hilfe bieten wird. Was vor allem beeindruckt, ist die große geschichtliche Bil-

dung, die immer wieder zum Vorschein kommt: Väter, Mittelalter, besonders das große französische Zeitalter (vgl. GuL 40 [1967] 472). Dazu wendet sich der Vf. aber auch Fragen und Kontroversen der neuen Zeit zu, z. B. der Kontroverse zwischen Bremond und Cavallera. Solche Hinweise auf konkrete Vorkommnisse machen das Lesen zur Freude. Hier hat Cognet auch gelernt, daß man in der Spiritualität nicht „definieren“, „systematisieren“ kann; Gott führt jeden Menschen seinen eigenen Weg. In der Weite seines Ansatzes hat jede Ausformung des christlichen Lebens Platz.

Erstaunlich ist der Reichtum der Themen, den Cognet – nicht katalogisierend, sondern im organischen Interesse an der Sache – ausbreitet. Einige seien genannt. Im ersten Band über Spiritualität: